

[Nachdruck verboten.]

68]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Guten Abend, Mossiu; gleichfalls, Madama“, sagte der Maestro, indem er die Hand an den Hut legte. „Sehen wir zu, Mossiu, wie es mit der Lektion steht. Sie bleiben ruhig auf Ihrem Platze stehen, winken dem Stier, lassen ihn herankommen, und sobald er zur Stelle ist, springen Sie auf die Seite und stecken ihm die Vanderillas in den Hals. Aufgepaßt . . . Sind Sie bereit?“

Dann trat der Maestro ab und wandte sich zu dem schrecklichen Stier, oder vielmehr zu dem dahinterstehenden Burschen, der die Hände zum Schieben auf das Hinterteil des Tieres gelegt hatte.

„Na mal . . . Guuu . . . Drauf los, Morito!“

Es war ein schreckliches Gebrüll, mit dem Pescadero den Stier anzufeuern suchte. Zugleich stampfte er heftig auf den Boden, als habe ein wirklicher Stier da vor ihm gestanden. Morito griff wie eine wilde Bestie an, unter großem Geräusch seiner Räder über die Unebenheiten des Bodens stolpernd, mit dem Diener im Rücken, der kräftig schob, um ihn den Weg weniger beschwerlich zu machen. Niemals hat sich ein Stier aus noch so berühmter Züchtereier mit diesem Morito an Verstand messen können, der, zur Unsterblichkeit geboren, Tausende von Malen durch Vanderillas verwundet und mit Stohfdegen durchbohrt worden war, und dessen unbedeutende Verletzungen stets vom Zimmermann wieder geheilt wurden. Es war, als hätte er Menschenverstand. In der Nähe des Schülers angelangt, änderte er seine Richtung, um ihn nicht mit den Hörnern zu berühren, und entfernte sich mit den in seinen Hals eingebohrten Stäben.

Weisfall lohnte diese Tat, der Vanderillero blieb an seinem Platze stehen und brachte seine Hosenträger und seine Manschetten wieder in die richtige Lage. Seine in Ertause geratene Frau wandte sich lachend rückwärts und klatschte Weisfall, wobei ihre Röde wieder über versteckte Fettpolster hinaufrutschte. „Meisterhaft, Mossiu“, schrie Pescadero, „das waren ein Paar Vanderillas ersten Ranges.“

Der vom Weisfall des Lehrers geschmeichelte Fremde schlug sich an die Brust und antwortete bescheiden:

„Ich habe das, worauf es ankommt: Beherztheit, große Beherztheit.“

Dann wandte er sich, um seine Tat zu feiern, an den Diener Moritos, der seinen Auftrag zu erraten schien und mit der Zunge schnalzte. Er solle eine Flasche Wein bringen. Drei leere Flaschen lagen am Boden in der Nähe der Frau, die stets röter im Gesicht wurde und deren Kleider immer ordnungsloser wurden, während sie die Ruhmestaten ihres Mannes mit lautem Gelächter begrüßte.

Als die fremde Dame erfuhr, daß der mit dem Maestro Erschienene der berühmte Gallardo war, und sie das so oft in Zeitschriften und auf Streichholzschachteln bewunderte Gesicht erkannte, wurde sie blaß, und ihre Blicke nahmen einen festsam zärtlichen Ausdruck an. „O cher maitre!“ . . . Sie lächelte ihm zu und schmiegte sich an ihn, bereit, mit dem ganzen Gewicht ihres umfangreichen schwammigen Körpers ihm in die Arme zu fallen.

Die Gläser erklangen auf den Ruhm des neuen Stiersechters, und sogar Morito nahm an Feste teil, indem sein Leibdiener in seinem Namen mittrank.

„Bevor zwei Monate herum sind, Mossiu“, sagte Pescadero mit andalusischer Würde, „werden Sie im Zirkus von Madrid Vanderillas wie ein Herrgott stecken und Weisfall, Geld und Frauengunst . . . mit Erlaubnis der Gnädigen . . . einernten.“

Die Frau, Gallardo immer zärtlich beäugelnd, war außer sich vor Freude, und ein schallendes Lachen rüttelte die Fettschichten ihres Leibes auf.

Der Fremde nahm seine Lektion wieder auf, er hatte keine Zeit zu verlieren, wollte sobald als möglich im Madrider Zirkus auftreten und alles das erobern, was ihm sein Maestro in Aussicht gestellt hatte. Seine blonde Gefährtin nahm, als sie sah, daß die beiden Stiersechter sich entfernten,

ihren Platz an der Seite der ihrer Obhut anvertrauten Weinflaschen wieder ein.

Pescadero begleitete Gallardo bis an das Ende der Straße.

„Ach wohl, Juan“, sagte er ernst. „Vielleicht sehen wir uns morgen im Zirkus. . . Du siehst, wie weit es mit mir gekommen ist. Von solchen Betrügereien und Hanswurstereien leben zu müssen. Schändlich!“

Gallardo entfernte sich nachdenklich. Wehe! Diesen Mann hatte er in seiner Kindheit gesehen, als er das Geld haufenweise mit fürstlichem Stolz wegwarf! . . . Er hatte sodann seine Ersparnisse durch schlechte Spekulationen verloren. Das Stiersechterleben war nicht dazu geeignet, die Verwaltung eines Vermögens zu lehren. Und da redete man ihm noch von Rücktritt! Niemals. Es hieß, den Stieren auf den Leib rüden.

Während der ganzen Nacht schien dieser Vorfall auf den dunkeln Wellen seiner Träume zu schwimmen. Man mußte sich an die Stiere heranmachen! Und am folgenden Morgen stand sein Entschluß fest vor seiner Seele. Er würde sich ganz nahe herantwagen und das Publikum wieder durch seine Kühnheiten in Erstaunen setzen.

Er war in so guter Stimmung, daß er sich ohne die abergläubische Unruhe früherer Male nach dem Zirkus begab. Er war des Triumphes gewiß, und eine innere Stimme sagte ihm einen ruhmreichen Nachmittag voraus.

Das Stiersecht war von Anfang an bewegt gewesen. Der erste Stier gab den Leuten zu Pferde durch seine wilden Angriffe viel zu tun. In einem Augenblick warf er die drei Picadores, die ihn mit vorgestreckter Lanze erwarteten, über den Haufen, und zwei Pferde blieben leblos liegen, indem sie Ströme dunkeln Blutes aus ihrer durchbohrten Brust vergossen. Das dritte war vor Schmerz und Schreck wahnsinnig geworden und sprang mit gelockertem Sattel von einer Seite des Ringes nach der anderen, wobei bläuliche und rötliche Eingeweide aus seinem Leib wie riesige Würste zwischen den Steigbügeln hervortraten. Als die Bestie von der Verfolgung abließ, trat ein Stallknecht zu dem im Todeskampf zudenden Tiere, um ihn durch einen Dolchstoß auf den Kopf den Rest geben. Das elende Tier wurde inmitten seiner Todeszudungen von rasender Wut erfaßt und biß den Mann in die Hand. Dieser schrie auf, warf die blutende Rechte in die Luft und senkte den Dolch mit Nachdruck in das Tier, bis es mit seinen Bewegungen aufhörte und mit starren Gliedern liegen blieb. Andere Bedienstete liefen nach allen Seiten mit großen Kisten voll Sand herum, den sie haufenweise über die Blutlachen und Pferdeleichen schütteten.

Das Publikum war aufgestanden und schrie und gestikuliert heftig. Es fand Gefallen an der Wildheit des Tieres und protestierte dagegen, daß nicht ein einziger Picador in der Arena geblieben war, indem es in stürmischem Chor nach weiteren Pferden verlangte.

Man war überzeugt davon, daß diese sofort erscheinen würden, aber es erregte Unwillen, daß einige Minuten ohne weitere Schlächtereier vergingen. Der Stier stand allein in der Mitte des Platzes, stolz und brüllend, mit erhobenen blutigen Hörnern, und die blaue und rote Schleife, die Devise seiner Züchtereier, flatterte auf seinem zerkrakten und durchsurchten Halse. Neue Reiter zogen auf, und das widerwärtige Schauspiel begann von neuem. Kaum hatte sich ein Picador mit vorgehaltener Lanze genähert und sein Pferd von der Seite herangeführt, damit sein verbundenes Auge dem Stier zugekehrt sei, als Stoß und Sturz auch schon erfolgten. Die Lanzen zersplitterten mit dem Geräusch des trockenen Holzes, das von den mächtigen Hörnern erfaßte Pferd wurde in die Höhe gehoben, und der Picador stürzte wie ein Strohmann in den Sand, sofort beschützt von den geschwungenen Mänteln der Bediensteten.

Das Publikum begrüßte mit Lachen und Ausrufen die geräuschvollen Stürze der Reiter. Die Arena ertönte dumpf vom Fall der wuchtigen Körper und ihrer mit Eisen gepanzerten Beine. Einige fielen auf den Rücken wie gefüllte Säcke, und ihr Kopf dröhnte beim Aufschlagen an der Bretterwand mit einem düstern Widerhall.

„Der steht nicht mehr auf“, riefen die Zuschauer. „Er muß sich den Kürbis gespalten haben.“

Trotzdem erhob er sich wieder, breitete die Arme aus, rieb sich den Schädel, erfaßte den im Fallen verlorenen breiten Hut wieder und bestieg von neuem dasselbe Pferd, das die Stallknechte unter Büffen und Peitschenhieben wieder auf die Beine gebracht hatten. Auf dieser todwunden Mähre wandte sich der Picador dem Stiere zu.

„Euch zu Ehren!“ schrie er einer Anzahl Freunde entgegen, denen er seinen Hut zuwarf.

Raum war er vor dem Stiere angekommen und hatte ihm seine ganze in den Hals gebohrt, als Pferd und Mann emporgehoben wurden und sich infolge des heftigen Stoßes trennten, indem jedes nach einer anderen Seite fiel.

Die Hörner des Stieres erfaßten die Reiter niemals, aber öfters blieben die am Boden angelangten Picadores regungslos liegen, und eine Anzahl Bediensteter mußte sie aufheben und nach dem Krankenzimmer tragen, um Knochenbrüche behandeln oder todähnliche Ohnmachten beseitigen zu lassen.

Gallardo ging, in seiner Begierde, das Wohlwollen des Publikums zu gewinnen, von einer Seite zur anderen und errang sich tatsächlich großen Beifall, indem er den Stier am Schwanz zog, um einen am Boden liegenden Picador, der in Gefahr war, zu befreien.

Während die Banderillos an der Arbeit waren, ließ Gallardo, auf die Umzäunung gestützt, seine Blicke durch die Logen gleiten. Donna Sol mußte antwessend sein. Endlich bemerkte er sie, aber ohne ihren weißen Spitzenschleier, so daß nichts von ihr an jene Dame in Sevilla erinnerte. Mit ihrem blonden Haar und ihrem eigentümlichen, eleganten Gute sah sie wie eine Ausländerin aus, die zum ersten Male ein Stiergefecht besucht. An ihrer Seite befand sich der Freund, jener Mann, von dem sie mit gewisser Bewunderung sprach und dem sie die Merkwürdigkeiten des Landes zeigte. Ah, Donna Sol! Sie würde bald einsehen, welche einen tapferen Burtschen sie verlassen hatte! Sie würde ihm in Gegenwart des verhassten Fremden Beifall spenden müssen, und auch gegen ihren Willen, vom Publikum angestekt, in Bewunderung hingerissen werden.

Als der Augenblick gekommen war, wo Gallardo seinen Stier, den zweiten, töten sollte, nahm ihn das Publikum wohlwollend auf, als hätte es seinen Aerger über das vorlezte Schauspiel vergessen. Es schien, als hätte die durch Regenwetter entstandene zweiwöchentliche Pause die Zuschauer duldsamer gemacht, und als wünschten sie, in dieser so sehnlich erwarteten Corrida alles gut zu finden. Zudem waren sie durch die Wildheit der Stiere und die große Anzahl der getöteten Pferde in gute Laune versetzt worden.

Gallardo ging nach gesprochener Widmung entblößt: Hauptes dem Stier entgegen, das Tuch vorhaltend und den Degen wie einen Spazierstock schwingend. Hinter ihm gingen, obwohl in angemessener Entfernung, der Nacional und ein anderer Stierfechter. Einige Stimmen aus den vorderen Reihen erhoben Einspruch. So viele Gehilfen! . . . Es sah nach der Geislichkeit aus, die zu einem Begräbnis sich von Meßdienern begleiten läßt.

„Bleibt alle zurück!“ schrie Gallardo.

Die beiden Begleiter standen still, da er es mit starker Stimme ausrief, die keinen Zweifel gestattete.

Er ging weiter, bis er in die Nähe der Vestie kam, wo er das Tuch entfaltete und nach einige Schritte näher herandrückte, wie in seinen guten Zeiten, bis er mit dem Tuche das schäumende Maul berührte. Als der Stier auf ihn losrannte, wich er geschickt aus, ohne Terrain zu verlieren. Bravo! Ein Gemurmel der Anerkennung ging durch die Reihen. Der Sevillaner machte seinem Namen Ehre und erfüllte seine Pflicht; er werde arbeiten, wie nur er es verstehe und in seinen besten Jahren getan habe. Seine Hantierungen mit dem Tuch waren von rauschenden Beifallsbezeugungen begleitet, ein Teil des Publikums nahm wieder für ihn Partei und geriet mit den Gegnern in Streit. War das nicht ausgezeichnet, wie er seine Sache machte! Sie gäben zu, daß Gallardo hie und da sich gehen ließ, aber er brauchte nur zu wollen! . . .

Seute war ein guter Tag für ihn. Als der Stier unbeweglich dastand, trieb ihn sogar das Publikum mit seinen Aufforderungen an.

„Seht! Stoß zu!“

Gallardo warf sich gegen das Tier mit vorgestossenem Degen und entwich rasch dem Bereich der drohenden Hörner.

Ein kurzer Beifallsruf erfolgte, der aber bald in abfälliges Gemurmel umschlug, das mit schrillen Pfiffen untermischt war. Die Anhänger blickten vom Stier weg und

wandten sich unwillig gegen das übrige Publikum. Welche Ungerechtigkeit! Welcher Mangel an Sachkenntnis! Er hatte sehr gut zum Stoße ausgeholt . . .

Allein die Gegner wiesen nach dem Stier, ohne von ihren Protestrufen abzulassen, und der ganze Zirkus pflichtete ihnen mit betäubendem Pfeifen bei.

Der Degen war schief eingedrungen und hatte den Stier durchbohrt, so daß die Spitze an einer Seite beim Vorderfuß heraustrat.

Alles särie, bewegte die Arme und gestikulerte im höchsten Zorn. Wie skandalös! Nicht einmal ein Anfänger hätte es so schlecht gemacht! . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Der letzte Mönch.

Von A. Tschschoff.

Im fünften Jahrhundert stand die Sonne ebenso wie heute jeden Morgen auf und jeden Abend legte sie sich schlafen. Am Morgen, wenn die ersten Strahlen den Tau küßten, belebte sich die Erde, die Luft erfüllte sich mit Tönen der Freude, des Entzückens und der Hoffnung, am Abend aber verstummte dieselbe Erde und hüllte sich in tiefes Dunkel. Ein Tag glich dem anderen, eine Nacht der anderen. Ab und zu zeigte sich eine Wolke und der Donner rollte ärgerlich; oder ein Stern, der am Himmel droben Maulaffen feilgehalten hatte, fiel herab, oder ein bleicher Mönch kam gelaufen und erzählte den anderen Mönchen, daß er nicht weit vom Kloster einen Tiger gesehen habe — und weiter geschah nichts; ein Tag glich dem anderen, eine Nacht der anderen.

Die Mönche arbeiteten und beteten zu Gott; ihr Prior aber, ein alter Mann, spielte auf der Orgel, machte lateinische Verse und schrieb Noten. Dieser wunderbare Alte besaß ein ungewöhnliches Talent. Er spielte die Orgel so kunstvoll, daß sogar die ältesten Mönche, deren Gehör am Ende ihres Lebens stumpf geworden war, sich der Tränen nicht erwehren konnten, wenn aus seiner Felle die Orgeltöne erklangen. Wenn er von irgend etwas sprach, selbst vom Allergewöhnlichsten — nie konnte man ihm ohne Lächeln oder ohne Tränen zuhören, und es schien, als tönte seine Seele im Einklang mit der Orgel. Wenn er aber zornig wurde oder hoch erfreut war, oder von irgend etwas Schrecklichem und Großem zu sprechen anfang, so bemächtigte sich seiner eine leidenschaftliche Begeisterung; aus den blühenden Augen traten Tränen hervor, das Gesicht rötete sich leicht, die Stimme dröhnte wie der Donner und die Mönche fühlten, wenn sie ihm so zuhörten, wie seine Begeisterung ihre Seelen fesselte. In solchen prächtigen, wunderbaren Augenblicken war seine Macht grenzenlos, und wenn er seinen Mönchen befohlen hätte, sich ins Meer zu stürzen, sie hätten sich alle bis auf den Letzten mit Entzücken beieilt, seinen Willen zu erfüllen.

Seine Musik, seine Stimme und seine Verse, in denen er Gott, Himmel und Erde besang, waren für die Mönche eine Quelle steter Freude. Es kam vor, daß sie bei der Eintönigkeit ihres Lebens der Bäume, der Blumen, des Frühlings, des Herbstes überdrüssig wurden, daß das Rauschen des Meeres ihre Ohren langweilte und der Gesang der Vögel ihnen unangenehm wurde — der Künste des alten Priors aber bedurften sie wie des täglichen Brotes.

Es vergingen Jahrzehnte und immer glich ein Tag dem anderen, eine Nacht der anderen. Außer wilden Tieren erschien beim Kloster keine Seele. Die nächste menschliche Behausung befand sich weit weg, und um von dem Kloster aus dorthin oder umgekehrt zu gelangen, mußte man hundert Meilen durch eine Wüste gehen. Die Wüste zu durchkreuzen wagten nur Menschen, die das Leben verachteten, sich von ihm lossagten und ins Kloster kamen wie in ein Grab.

Wie groß war daher das Erstaunen der Mönche, als eines Nachts an ihrer Pforte ein Mensch anklopfte, der sich als Städter und der gewöhnlichste weltfreundliche Sünder entpuppte. Ohne vorher vom Prior den Segen zu erbitten und ohne zu beten, verlangte dieser Mensch Wein und Speise. Auf die Frage, wie er aus der Stadt in die Wüste gekommen sei, antwortete er mit einer langen Jagdgeschichte: er sei auf die Jagd gegangen, habe zuviel getrunken und sich verirrt. Die Aufforderung, als Mönch ins Kloster einzutreten und seine Seele zu retten, beantwortete er mit einem Lächeln und mit den Worten:

„Ich bin kein Kamerad für Euch.“

Nachdem er gegessen und getrunken hatte, blickte er die Mönche, die ihm aufwarteten, an, schüttelte vorwurfsvoll den Kopf und sagte:

„Nichts tut Ihr, Mönche. Ihr kennt nur eins — trinken und essen. Rettet man so seine Seele? Denkt nach: Während Ihr hier in Ruhe sitzt, eßt, trinkt und von der Seligkeit träumt, gehen Eure Nächsten zugrunde und kommen in die Hölle. Seht, so geht es in der Stadt zu: die einen sterben vor Hunger, die anderen wissen nicht, wohin sie mit ihrem Gelde sollen, sie versinken in Ausschweifung und gehen verloren wie Fliegen, die im Sonig stecken bleiben. Weber Glauben, noch Wahrheit gibt es unter den

## Im Zeichen der Gurke.

Von E. Schenling.

Menschen. Wessen Sache ist es denn, sie zu retten? Wessen Sache ist es, zu predigen? Doch nicht etwa meine? Ich bin ja vom Morgen bis zum Abend betrunken. Hat denn aber Euch Gott einen demütigen Sinn, ein liebendes Herz und Glauben dazu gegeben, damit Ihr hier zwischen Euren vier Wänden sitzt und nichts tut?"

Die trunkenen Worte des Städtlers waren frech und unanständig, auf den Prior aber übten sie eine wunderbare Wirkung aus. Der Alte tauschte mit den Mönchen Blicke aus, erblickte und sagte:

„Brüder, er redet doch die Wahrheit! Tatsächlich gehen die armen Menschen aus Unverstand und Schwäche in Sünde und Unglauben zugrunde, wir aber rühren uns nicht vom Platze, als ob es uns nichts angeinge. Warum soll ich nicht hingehen und sie an Christus, den sie vergessen haben, erinnern?“

Die Worte des Städtlers hatten den Alten hingerissen. Am folgenden Tage nahm er seinen Stab, verabschiedete sich von den Mönchen und wanderte in die Stadt. Und die Mönche blieben ohne Musik, ohne seine Reden und seine Verse.

Sie langweilten sich einen Monat, noch einen; der Alte aber lehrte nicht zurück. Endlich, nach Verlauf des dritten Monats, vernahmten sie das bekannte Klopfen seines Stabes. Die Mönche eilten ihm entgegen und überschütteten ihn mit Fragen. Er aber, anstatt sich mit ihnen zu freuen, fing bitterlich zu weinen an und sprach kein Wort. Die Mönche merkten: er war stark gealtert und abgemagert; sein Gesicht war abgespannt und drückte einen tiefen Kummer aus; als er aber weinte, sah er aus wie ein Mensch, den man bitter gekränkt hat.

Die Mönche weinten auch und begannen teilnahmsvoll zu fragen, warum er weine und warum sein Gesicht so düster sei; er aber sprach kein Wort und verschloß sich in seiner Zelle. Sieben Tage sah er dort, aß nicht, trank nicht, spielte die Orgel nicht und weinte. Auf das Klopfen an seiner Tür und auf die Bitten der Mönche, herauszukommen und seinen Kummer mit ihnen zu teilen, antwortete er mit tiefem Schweigen.

Endlich kam er heraus. Nachdem er alle Mönche um sich versammelt hatte, begann er mit verweintem Gesicht und dem Ausdruck von Kummer und Enttäuschung zu erzählen, was in den letzten drei Monaten mit ihm geschehen sei. Seine Stimme war ruhig und die Augen lächelten, als er seinen Weg vom Kloster bis zur Stadt beschrieb. Auf dem Wege, sagte er, sangen ihm die Vögel, die Bäche rauschten und seine junge Hoffnungen erregten seine Seele; er ging und fühlte sich wie ein Soldat, der voll Siegesgewißheit in den Kampf geht; träumend ging er und dichtete Hymnen und merkte gar nicht, als der Weg zu Ende war. Als er dann aber von der Stadt und den Menschen zu sprechen anfing, da zitterte seine Stimme, seine Augen blühten und er geriet in heiligen Zorn. Wie im Leben habe er gesehen, nicht einmal gewagt sich vorzustellen, was er antraf, als er in die Stadt kam. Erst da habe er zum erstenmal im Leben auf seine alten Tage gesehen und begriffen, wie mächtig der Satan, wie herrlich das Böse und wie schwach, kleinmütig und gering die Menschen seien. Der Zufall folgte es so, daß das erste Haus, in das er trat, ein Haus der Ausschweifung war. Ungefähr fünfzig Menschen, die viel Geld hatten, aßen da und tranken maßlos viel Wein dazu. Veräuscht vom Weine, sangen sie Lieder und redeten dreist schreckliche widerliche Worte, die ein Mensch, der Gott fürchtet, nicht wagen würde, auszusprechen; grenzenlos frei, vergnügt, fürchteten sie weder Gott noch den Teufel, noch den Tod, sondern sprachen und taten alles, was sie wollten, und gingen, wohin die Wollust sie trieb. Der perlende Wein aber, klar wie Bernstein, war wahrscheinlich herankommend süß und duftend; denn jeder, der ihn trank, lächelte selig und begehrte noch mehr zu trinken. Auf das Lächeln des Menschen antwortete der Wein auch mit einem Lächeln, und wenn man ihn trank, funkelte er freudig, als ob er wüßte, welch teuflischen Reiz er in seiner Süßigkeit birge.

Des Alten Empörung stieg, und er weinte immer mehr vor Zorn und fuhr fort zu schildern, was er gesehen hatte. Auf dem Tische, mitten unter den Schmauenden, sagte er, stand eine halbnackte Duhlerin. Es sei schwer, sich etwas Schöneres und Reizenderes vorzustellen. Dieses junge Schenksal mit langen braunen Haaren, schwarzen Augen und fetten Lippen, schamlos und frech, zeigte schneeweiße Zähne und lächelte, als ob sie sagen wollte: „Schaut, wie frech, wie schön ich bin!“

Seide und Brokat fielen von ihren Schultern in schönen Falten, jedoch die Schönheit wollte sich unter der Kleidung nicht verdecken, sondern sproßte listern aus den Falten hervor wie junges Grün aus dem Frühlingsboden. Das freche Weib trank Wein, sang Lieder und gab sich jedem hin, der sie begehrte.

Weiter beschrieb der Alte die Pferderennen, den Stierkampf, das Theater, Ateliers der Künstler, wo man nackte Weiber malt und aus Sehm knetet, und suchte sie zornig mit den Armen durch die Luft. Er sprach begeistert, schön und laut, als ob er auf unsichtbaren Saiten spielte; die Mönche aber lauschten starr und gierig seinen Reden und atmeten schwer vor Entzücken.

Nachdem er alle Reize des Satans, die Herrlichkeit des Bösen und die bezaubernde Grazie des Weibes beschrieben hatte, versuchte der Alte den Satan und lehrte in seine Zelle zurück.

Als er am anderen Morgen aus der Zelle herauskam, war kein einziger Mönch mehr im Kloster. Sie waren alle in die Stadt gelaufen.

Bevor die Roggenernte ihren Anfang nimmt, liefern Garten und Feld eine Frucht, die in allen ihren Zubereitungen willkommen ist, die Gurke. Ist auch ihr Nahrungswert gering — sie hat einen Wassergehalt von 97 Proz. — so wird ihr frisches, saftreiches Fleisch doch wohl von niemand verschmäht.

Uralte ist die Kultur dieser Frucht und zahlreich sind die Spielarten, die in den Zeitaltern entstanden, während über die Stammpflanze wie über den Ursprung der Kultur völliges Dunkel herrscht. Lange Zeit nahm man an, daß die Heimat der Gurke die Südküste des Rasischen Meeres und der Koutaius seien; heute hat man Ostindien als diese erkannt. Für das Wann und Wo der Kultur fehlt indessen jedweder Fingerzeig, da sie bei den westasiatischen wie ost- und südasiatischen Völkern weit zurückreicht.

Der Botaniker und Altertumsforscher Unger erkannte die Frucht auf den pharaonischen Monumenten. Wahrscheinlich war aber die ägyptische Gurke die Wassermelone. Die Griechen Homers und Hesiods kennen die Gurke nicht, und wenn eine Stadt bei Korinth Sichon, d. i. Gurkenstadt heißt, so geht dieser Name doch in kein hohes Alter hinauf. Seine zweimalige Nennung in der Ilias wird als Fingerring bezw. rhapsodische Erweiterung betrachtet. Im 5. Jahrhundert soll die Gurke aus Griechenland in das kaiserliche Rom gekommen sein, wofür ihr die gebührende Würdigung zuteil wurde. Liborius, ein leidenschaftlicher Freund der Frucht, ließ Gurken, um sie nie entbehren zu müssen, nebst anderen seinen Gemüsenarten in mit Marienglas, dem *Capis specularis*, bedeckten Treibhäusern ziehen und ein anderes römisches Ledermantel ließ gelegentlich eines Gastmahles dreißigzwanzig verschiedene Gurlengerichte reichen. Um die starke Nachfrage zu decken, wurden die Gurken, bis sich die römische Landwirtschaft mit ihrer Treiberei intensiver beschäftigte, aus Ägypten bezogen. Columella, ein agronomischer Schriftsteller jener Zeit, empfiehlt, die zur Aussaat bestimmten Samen einige Tage lang in Milch und Honig zu legen, damit die Früchte zart und schmackhaft werden. Nach Plinius sind gekochte Gurken schwer verdaulich, aber mit Essig, Del und Honig zubereitet, sollen sie einen betönmlichen und dabei schmackhaften Salat liefern.

In seinen Capitulars de villis bestimmte Karl der Große, daß neben anderen eingeführten Gemüsen auch Gurken in den Gärten seiner Meierhöfe gezogen werden, und bei mehr denn tausendjähriger Kultur der Gurke in Deutschland hat sie sich überall Bürgerrecht erworben. Die ausgedehntesten Gurkenländereien kann man im mittleren Saaletal und seinen Nebentälern, dem Unstrut- und Wehental sehen. Kein Dorf ist dort ohne Gurkenland, und die Kleinbauern sind die Kultivatoren. In Wagenzügen geht die Ernte nach den größeren und großen Nachbarstädten, nach Halle, Erfurt, Leipzig, Magdeburg, Gera, Berlin, um dort Schod für Schod in andere Hände überzugehen. Gurkenhandel engros treiben namentlich die Orte Heddrungen, Großgattern, Herbst, Kalbe, Weihenfeld und Raumburg, wofür vor mehreren Jahren (es war ein richtiges Gurkenjahr) 10 000 Schod feilgeboten und das Schod mit 70 Pf. für schlanke Ware und mit 30 Pf. für Krüppel verkauft wurde. Ungünstige Reinerträge, die man in den letzten Jahren zu verzeichnen hatte, scheinen aber die Unternehmungslust der Gurkenzüchter zu hemmen und bei ähnlichen Verhältnissen wird die Gurkenlust über lang oder kurz abflauen. Außer in jenen Gegenden der Provinz Sachsen besteht ein weniger reger Gurkenhandel in der Pfalz, in Baden, in der Umgebung von Bamberg und Liegnitz, sowie im Spreewald.

Als Gemüse hat die Frucht stets etwas Fades und wird mit Recht von der feinen Tafel ferngehalten, als Konterbe dagegen steht sie vollständig auf der Höhe der Zeit. Essig- und Pfeffergurken sind willkommenere Appetitregger und bilden in England, wofür selbst man die Frucht mehrere hundert Jahre später kennen lernte als in Deutschland, einen bedeutenden Handelsartikel. Der Genuß von geschälten Salz- und Senfgurken ist auf Mittel- und Nord-europa beschränkt. Noch enger begrenzt ist das Gebiet der sauren Gurke; sie wird nämlich nur in den Teilen Deutschlands gewürdigt, die ehemals von Slaven bewohnt waren, wie denn die slawischen Völker, namentlich die Russen, ihre Gurken nicht loben können: in Salzwasser eingelegt wird sie den ganzen Winter über verzehrt und mit ihrer Hilfe schlägt sich der Groß- und Kleinstoff durch die langen strengen Fasten der griechischen Kirche durch. Auf deutschem Boden stand die Wiege der sauren Gurke alias Gurkensalz, zu Lübbenau im Spreewalde. Holländische Tuchmacher, die 1590 vom Grafen Schöenburg hierher gerufen wurden, brachten neben anderen Sämereien auch Gurken samen aus ihrer Heimat, wofür selbst die Frucht besonders schön gedeiht, mit nach dem Spreewalde, und in dem schweren Gartenboden entwickelte er sich vortrefflich. Man ließ sich die Kultur angeeignet sein und wenn das Geschäft auch prosperierte, so kam es doch erst in Schwung, als Lübbenau Eisenbahnstation wurde. Heute beschäftigt sich mehr als ein Drittel der Bevölkerung mit dem Anbau u. d. Einlegen der Gurke. Auch der Handel mit Senfgurken hat hier eine Stätte gefunden. Den Anstoß dazu gab „Gurken-Schulz“ in Potsdam. Während man früher die entkernten Samengurken auf dem Felde verkaufen ließ, legte sie Schulz 1860 zum erstenmal als Senfgurken ein und heute werden zu diesem Weigericht nicht nur alle Samengurken, sondern auch solche grünen Gurken verwendet,

die wegen Fällung der Gefäße ihrem ursprünglichen Zweck nicht mehr dienen können.

Es ist hier nicht der Ort, alle Gurkenarten aufzuzählen, die auf den Markt kommen, erwähnt sei nur, daß man die lang gestreckten und schwach gekrümmten, die höderigen und glatten, grünen, weißlichen oder gelben Früchte in Land- und Treibgurken unterscheidet. Von letzteren sei Kochs Treibgurke genannt, die der Berliner Gemüse- und Herrschaftsgärtner vor allen anderen den Vorzug gibt und welche daher in Berlins Umgebung besonders kultiviert wird.

Wie auf allen Gebieten erscheinen auch auf dem der Gurkenzucht alljährlich Neuheiten. Als solche seien beispielsweise erwähnt die Treibgurke „Beste von allen“, eine Gewächshaus- und Mistbeetfrucht, die einen halben Meter lang und länger wird, schlanke Form und zartes Fleisch von feinstem Aroma besitzt. Die „Erfurter Ausstellungsgurke“ ist kernlos, wird noch um die Hälfte länger als jene und erreicht das stattliche Gewicht von 3 Kilo! Eine Perlewürdigkeit in jeder Hinsicht, nämlich in Form, Farbe und Zeichnung ist die „indische Niesen-Reggurke“. Ihre kastanienbraune Schale ist mit einer reizenden netzartigen Zeichnung versehen und die bis 40 Zentimeter langen Früchte können ein Gewicht von 4 Kilo erreichen!

Die unreifen Früchte, die im Orient wohlschmeckender sind und daselbst roh als Speise dienen, werden bei uns in mancherlei Weise eingemacht (Essig-, Pfeffer-, Zuder-, Wasser- und Salzgurken), oder als Salat zubereitet, der unbegreiflicherweise in manchen Küchen noch immer nach alter Manier vor dem Mischen stundenlang mit Salz untermengt stehen bleibt, wobei er ausgelaugt und unverdaulich wird, während er doch mit Essig, Öl und Sahne, etwas Zuder und einer Prise Salz gut gemischt sofort serviert werden soll. Kleine, unreife Gurken benutzt man zu Pickles, wie sie ferner einen Bestandteil der Aghia (Atschia, Atscher) bilden, einer in den Handel kommenden Lederei, die aus Bambusprossen und verschiedenen in Essig und Pfeffer eingelegten Früchten. Wurzeln und Melonenschnitten besteht. Bei uns hat man diesen Wismasch nachgemacht und ihm auch denselben Namen verliehen, da solche Sachen bekanntlich um so begehrt sind, je fremdländischer ihr Name klingt. Saft und Samen der Gurke bildeten lange Zeit ein Hausmittelchen gegen mancherlei Krankheiten, wie man die Frucht heute noch als kühlendes Mittel gegen Kopf- und Nervenschmerzen verwendet. Gurkenkerne werden von Zuderbädern geschält und als sogenannte Spänchen zur Verzierung mancherlei Gebäcke benutzt, besonders dient hierzu, des süßeren Geschmacks wegen, nicht mehr keimfähige, d. i. ältere Ware.

## Kleines feuilletton.

Virchow und Robert Koch. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß hervorragende Männer, die auf demselben oder einem nahe verwandten Arbeitsgebiet tätig waren, dauernd in offener Fehde miteinander lagen. Das Verhältnis zwischen Virchow und Robert Koch, zweien der bedeutendsten medizinischen Forscher aller Zeiten, ist nie ein einigermaßen freundschaftliches geworden. Das hat seinen Grund in der absolut abweisenden Stellung, die Virchow von Anfang an gegenüber den neuartigen Forschungsergebnissen des jungen Wollsteiner Kreisarztes eingenommen hatte, und die er auch später nie recht aufzugeben vermochte. Virchow war der bedeutendste Vertreter der pathologischen Anatomie, er hatte als erster gezeigt, daß für alle Krankheiten gewisse Veränderungen der einzelnen Körperzellen maßgebend sind, er hatte die anatomische Grundlage der Krankheitsbilder geschaffen und auf Grund seiner umfassenden Studien die einzelnen Krankheiten genau hinsichtlich des Verhaltens der dabei betroffenen Zellen charakterisiert. Dies gilt namentlich auch für die Tuberkulose. Seit Virchows anatomischen Studien wußte man genau, welche mikroskopischen Veränderungen regelmäßig mit dem Bild der Tuberkulose einhergehen. Um einen krankhaften Prozeß als tuberkulösen zu charakterisieren, bedurfte es deshalb nicht mehr des Nachweises der Tuberkelbazillen. Trotzdem war es natürlich eine ganz hervorragende Tat, als es Koch endlich gelungen war, die Ursache der tuberkulösen Veränderungen ausfindig zu machen, den Tuberkelbazillus einwandfrei als den Erreger der Tuberkulose zu bestimmen. Es lag also eine gewisse Gegensätzlichkeit in den Forschungen Virchows und denen des jüngeren Koch. Dennoch war es eines Virchows nicht würdig, seinen schroff abweisenden Standpunkt auch später angesichts der unzweifelhaften Ergebnisse der Bakteriologie kaum wesentlich eingeschränkt zu haben. Man muß es dahin gestellt sein lassen, wie weit hier rein persönliche Motive im Spiele waren, die Virchow bekanntermachen nicht gern eine einmal verfolgte Anschauung zurücknehmen ließen und die ihn auch bei späteren Gelegenheiten kompromittierten, so in seinem absolut unhaltbaren Standpunkt, den er dauernd anthropologischen Forschern gegenüber einnahm.

Als Koch im Jahre 1876 seine ersten bakteriologischen Arbeiten, seine Erforschungen über den Milzbrandbazillus die zu völlig neuen Ergebnissen geführt hatten, seinem Freund und Lehrer, dem Breslauer Pflanzenphysiologen Ferdinand Cohn, persönlich mitteilte, war dessen Ueberraschung und Bewunderung so groß, daß er ohne

Gut und Mantel in das pathologische Institut zu seinen Kollegen Cohnheim und Weigert eilte, um ihnen von der neuartigen Entdeckung Kochs Mitteilung zu machen. Von dieser Seite aus wurde Koch auch weiter erfolgreich unterstützt. Darauf begab er sich nach Berlin, um dem hier wirkenden Altmeister der medizinischen Forschung, Rudolf Virchow, seine Ergebnisse zu übermitteln. So sehr er in Breslau durch seine überzeugenden Experimentaluntersuchungen die Fachgenossen überrascht hatte, so wenig ließ sich der überlespene Virchow von der Richtigkeit der Forschungen des unbekanntesten, jungen Kreisarztes überzeugen und entließ ihn, ohne das geringste Interesse oder Entgegenkommen gezeigt zu haben. Das Verhältnis der beiden Männer wurde hierdurch auch für spätere Zeiten entscheidend bestimmt; Virchow wollte auch nachher seine Fehler nicht einsehen und dem Begründer der Bakteriologie, einer Wissenschaft, die sich absolut frei von seinem Einfluß entwickelt hatte, keine Zugeständnisse machen. Es folgten dann Schlag auf Schlag die großen Entdeckungen Kochs, seine bedeutende Arbeit über die Erreger der Wundinfektionskrankheiten, dann die Entdeckung des Kulturverfahrens zur Züchtung von Bakterien, vermöge dessen man infunde war, die einzelnen Arten gut zu isolieren. Koch war inzwischen nach Berlin berufen worden. Trotz allem war hier Virchows Einfluß so groß, daß Koch, als er im Jahre 1882 seine bedeutendste Entdeckung, die Auffindung des Tuberkelbazillus, veröffentlichte, sich veranlaßt sah, diese Entdeckung in der Berliner physiologischen Gesellschaft, die unter der Regide des weitblickenden Emil Du Bois-Reymond stand, mitzuteilen, und nicht in der Berliner medizinischen Gesellschaft, die von Virchow und seinen Schülern beherrscht war. Es ist bekannt genug und gerade anlässlich des Todes des großen Bakteriologen hinreichend erörtert worden, in wie rapider Weise sich die Bakteriologie seitdem und seit den Entdeckungen des großen französischen Bakteriologen Pasteur ausgebreitet und die moderne Medizin in maßgebender Weise beeinflusst hat. Uebrigens ist auch Pasteur später mit Koch in Meinungsverschiedenheiten geraten, die auch diese beiden Männer auseinandergeführt haben.

## Literarisches.

Bahnsinnige Herrscher. Es gilt in der praktischen Medizin mit Recht als ungehörig, die Kranken ohne persönliche Untersuchung zu behandeln oder aus der Ferne briefliche Diagnosen zu stellen. Angeblich verfährt das wider die Standesehre, mit der die Ärzte neuerdings befasst sind und die es deswillen ein kurioses Ding ist, weil sie aus dem allereinstimmigen Klasseninteresse konstruiert wurde. In der Tat scheint die Diagnose aus der Ferne nur dann ungehörig zu sein, wenn sie einem am Ort befindlichen Kollegen die Gelegenheit zur Anmessung der Taxe wegnimmt. Eine unerbetene und darum aufdringliche Diagnose an Verstorbenen oder Ausländern, die der Taxe entrückt sind, oder gar an Schaupielfiguren erregt dagegen nur wohlwollende wissenschaftliche Aufmerksamkeit. So wurde es Mode, daß Ärzte (und in ihrem Gefolge auch Kriminalisten) mit geschwungenem Chlodmesser in die schöne Litteratur einbrachen, um uns berühmte Autoren und ihre Werke als zerfetzte Kadaver vor die Füße zu werfen, auf daß wir erkennen könnten, wie pathologischen Ob- und Subjekten unsre Anteilnahme bisher gegolten. Einer ging so weit, dem Strindberg unaufgefordert aus seinen Schriften zu attestieren, er sei tatsächlich nicht richtig im Kopf. Er trumpt ordentlich auf: eine solche Beurteilung gehöre „nicht sowohl zum Ressort des literarischen Kritikers und des Psychologen, als zu dem des Psychiaters von Fach“.

Der Rufm aller dieser sonderbaren Pamphletisten hat auch einen Professor P. J. Kowalewskij nicht schlafen lassen. Also machte er sich über einige Könige her und diagnostizierte, daß sich die Balken bogen. Er nennt sein Buch: Bahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker (aus der 6. russischen Auflage, übers. v. B. Gendel, bei Otto Gmelin in München). Daß unter den Herrschern verhältnismäßig viel Geisteskrankheiten vorkommen, ist bekannt und wird auf den beschränkten Kreis der ebenbürtigen Weisheitsmöglichkeiten zurückgeführt. Auch den zweiten Ludwig von Bayern können wir als Irrenhäuser anerkennen, da hieran bei seinen Lebzeiten kein Sachverständiger zweifelte, doch sind das alle Kamellen, die der Verfasser aus den Gutachten bloß abzuschreiben braucht. Beim dritten Peter und ersten Paul von Rußland muß er sich schon auf Geschichtsdokumente stützen, die höchstens einem sächsischen Psychiater imponieren würden, wenn es sich von neuem darum handelte, Luise von Koburg in die Gummizelle zu sperren. Wenn der Verfasser uns dann aber Nebuladnezar von Babylonien und Saul von Israel unter Abdruck reichlichen Bibelzitates als klinischen Fall dressiert vorführt, so lachen selbst die Sühner. Vielleicht wollte er aber mit seiner Aftergelahrtheit garrichtig sich selber, sondern das Königtum als solches bloßstellen. Dann weiß er eben noch nicht, daß die Person gleichgültig und das System die Hauptsache ist. In Rußland aber gibt es noch Großfürsten die gute Menge, die sähig sind, dem Volk in bester Geistesgesundheit auf dem Bauch herumzutampeln, wie einst der Zimmermanns-Bar. Und war es deshalb nötig, den Juden ihren schönen Nationalheros zu berekeln? A. K.